

Über die Autorin:

Dinah Marte Golch wurde 1974 in München geboren. Sie begann 1999, nach einer Karriere als Werbetexterin, für das Fernsehen zu schreiben und wurde 2011 für ihr Drehbuch »Tatort: Nie wieder frei sein« mit dem Adolf-Grimme-Preis und dem Deutschen FernsehKrimi-Preis ausgezeichnet. Inzwischen wurden mehr als fünfzig ihrer Drehbücher für Tatort und Serien wie Edel & Starck, Der Bulle von Tölz und Berlin, Berlin verfilmt. Von 2004 bis 2007 schrieb sie ihre eigene Krimi-Reihe »Stadt, Land, Mord!« und betreute die Spielfilme auch als Producerin. Seit 2011 unterrichtet sie regelmäßig als Gastdozentin an der Filmhochschule München. Dinah Marte Golch hat eine Ausbildung zur Trainerin in Gewaltfreier Kommunikation und lebt in Berlin.

Dinah Marte Golch

WO DIE ANGST IST

Kriminalroman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe Oktober 2014

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2013 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Tim Robinson/Arcangel Images

Satz: Veronika Preisler, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51546-4

2 4 5 3 1

PROLOG

Niemand weiß, wann der Tag kommt, an dem das Leben vorbei ist. An dem in einem scheinbaren Akt der Willkür alles auseinandergerissen und uns bewusst wird, wie sehr wir an diesem kleinen Dasein hängen. Was Bedeutung hatte und was nicht. Diese abgrundgleiche Erkenntnis, einen geliebten Menschen nie wiederzusehen. Oder gar zu begreifen, dass es unser Vorhang ist, der gerade fällt, ohne dass jemand da wäre, der für den Schlussapplaus und die Blumen sorgt.

Alicia Behrens sah aus dem Fenster der Beifahrertür in die Nacht hinaus. Eine schwarze Fläche von Wasser. Einsame Lichter an den Ufern. Sich aufschichtende Waldmassen. Und der Schnee. Seit zwei Stunden dieser viele Schnee.

Es war heiß im Wagen, zu heiß, doch Alicia Behrens sagte nichts. Sie dachte an das, was passiert war, an das, was ihnen nun bevorstand. Sie sah zu ihm hinüber. Er war wohl drei, vier Jahre jünger als sie, ein kräftig gebauter Kerl, groß. Er musste schon in frühen Jahren sportlich gewesen sein – Basketballer, tippte Alicia. Seine breiten Hände umfassten das Lenkrad, und ihr Blick blieb an seiner Hand hängen. Die Narbe zog sich vom Handgelenk bis hin zur Daumenbeuge. Es war erst achtzehn Monate her. Wer hätte gedacht, dass ausgerechnet sie beide heute in diesem Auto sitzen würden.

Sigi Kamm navigierte den Kombi langsam über die Straße. Die Räumfahrzeuge waren in dieser Nacht hoffnungslos überfordert. Im Lichtkegel der Scheinwerfer flog ihnen eine Wand dicker Schneeflocken entgegen. Allein in den letzten zwei Stunden waren an die zehn Zentimeter gefallen. Eine Katastrophe. Für ihn und auch für die Spurensicherung, die nun wohl nicht mehr viel ausrichten konnte.

Das Quietschen der Scheibenwischer ließ das Schweigen noch deutlicher zwischen ihnen stehen. Er sah zu Alicia Behrens hinüber. Ihre Blicke trafen sich nur Bruchteile von Sekunden, dann sah sie wieder aus dem Fenster, hinaus auf das Schwarz des Wassers. Ab und zu blitzte ihr Gesicht im Licht der Straßenlaternen auf, ungeschminkt, verschlossen, halb verdeckt von den braunen Locken und der Bommelmütze. Er hielt es nach wie vor für die schlechteste aller Ideen, dass sie beide irgendetwas miteinander zu tun haben sollten. Und er hoffte inständig, dass er keinen Fehler gemacht hatte.

»Haben Sie so was schon mal gemacht?«, fragte er.

»Nein. Nicht so, wie Sie meinen.«

»Also kein Mord.«

Wie viel Unterlassung brauchte es, um die justiziablen Charakteristika eines Mordes zu erfüllen? Alicia hing einen Moment ihren Gedanken nach. Sah ihre Mutter. Die Augen, aus denen schon lange alles Leben gewichen war. Die Frau, die sie als Kind vergöttert und dann aus ihrem Leben radiert hatte.

Alicia war machtlos, dass sie solche Gedanken überfielen. Damit diese sie aber nicht davon abhielten, sich auf das zu konzentrieren, was nun kam, parkte sie die Bilder in einer gedanklichen Warteschleife in ihrem Hinterkopf, um sich später damit zu befassen, wenn sie alleine war. In der weißen Wand herabstürzender Flocken tauchten die grauen Pfeiler auf. Diese Brücke, auf der schon Spione ausgetauscht worden waren. Inhaftierte. Auf der Menschen ihr Leben für die Freiheit riskiert hatten. Wo Welten aufeinandergeprallt waren. Die Brücke in die Stadt, in der jemand schlief und nicht ahnte, dass ein Vorhang im Fallen begriffen war.

Als Sigi Kamm ihr erneut einen fragenden Blick zuwarf, erwiderte sie in einem Ton, der besagte, dieses Thema sei hiermit abgeschlossen: »Wie man es nimmt.«

Eine Weile war nur der Blinker zu hören, laut und rhythmisch, tick, tack, bis auf der Gegenspur zwei Wagen vorbeigeschlichen waren. Der Kombi glitt nahezu lautlos in den mit rotem Backstein verlinkerten Teil der Stadt. Der Schnee schien jedes Geräusch zu schlucken. Wie Gardesoldaten standen die Häuser des Holländischen Viertels Spalier, die Hacken aneinandergeschlagen und dem Wetter preußisch aufrecht trotzend. Sämtliche Geschäfte der lebhaften Straßenzüge, Hutmacher, Galerien, Keramikmanufakturen, Cafés, lagen im Dunkeln. In den Fensterrahmen der dreigeschossigen Fassaden leuchteten vereinzelt Rentiere und Sterne.

Sigi Kamm fand die gesuchte Hausnummer. Wie an den meisten Häusern war die Tür mit einem Adventskranz geschmückt. Doch hier waren die Lichterketten in den Fenstern tot.

Kamm stellte den Motor ab. »Ich brauche da drin schnell Informationen. So viele wie möglich.«

»Mich gehen Ihre Informationen nichts an.«

Sie öffnete die Tür, und mit der kalten Luft wirbelten Schneeflocken in den Wagen.

Sigi fluchte innerlich. Klar. Keine zwanzig Minuten, dass sie beide mit dieser Sache zu tun hatten, und schon war es schwierig.

Er stieg aus und senkte die Stimme. »Hören Sie, wenn Sie das nicht hinbekommen ...«

Ihr Blick taxierte ihn. »Ich kann das trennen.«

»Wirkt gerade nicht so.«

»Ich dachte, ich mache hier meinen Teil der Sache – und nicht Ihren.«

»Ich kann den Leuten nur helfen, wenn ich schnell Ergebnisse liefere.«

Sie trat unter das schützende Vordach. »Das trifft nicht auf meine Arbeit zu.«

Er riss sich zusammen – nach dieser Sache würde er sie los sein –

und klingelte. Es dauerte eine Weile, bis im Haus Licht anging und sich die Tür schließlich einen Spalt weit öffnete.

»Mein Name ist Sigi Kamm.« Er hob seinen Ausweis in das Licht der Außenlampe. »Ich bin Hauptkommissar bei der Polizei.« Eigentlich lautete seine korrekte Bezeichnung Hauptkommissar der Mordkommission Potsdam. Aber dieses Detail sprach er in solchen Momenten nie aus.

Alicia trat einen Schritt vor in den Lichtkegel. Sie spürte, wie das Mitgefühl sie zu überwältigen drohte, fragte sich, was sie hier zu suchen hatte. Wo hatte sie sich da eingemischt? Ausgerechnet in die Angelegenheiten von Sigi Kamm? Sie bemühte sich, die eigenen Gefühle in der Warteschleife in ihrem Hinterkopf zu parken, neben dem Bild ihrer toten Mutter. Dann sprach sie ernst und mit warmer Stimme.

»Alicia Behrens. Sie kennen mich noch, oder? Können wir hereinkommen?«

Und da machte sich das erste entsetzte Begreifen auf dem Gesicht ihres Gegenübers bemerkbar.

DIENSTAG

1

Zwölf Stunden früher ...

Alicia Behrens blickte aus der Fensterfront ihres Büros, hinaus auf die bewaldete Hügellandschaft. Linker Hand sah sie bis hinüber zum Wannsee. Seit Tagen hing die Wolkendecke dumpf und grau über der Gegend. Und dumpf und grau lag dazwischen der hässliche Sechzigerjahrebau der Klinik Wannseehof, eines ehemaligen Kurhotels. Im Sommer konnte man in dem Vorort mit knapp fünfhundert Einwohnern wundervolle Wochen verbringen. Touristen, Wanderer, Fahrradfahrer und Badende traten sich auf die Füße. Doch im Winter wirkte die Gegend bedrückend. Wahrscheinlich hatte genau das dem ehemaligen Kurhotel den Garaus gemacht.

Als Klinik für psychosomatische Leiden jedoch war das Haus durchgehend voll belegt, sommers wie winters. Patienten aus ganz Deutschland kämpften darum, einen der neunzig stationären Plätze in dieser ungewöhnlichen Einrichtung zu ergattern.

Der Klinikleiter hatte schon mehrfach Nachrichten hinterlassen, Alicia möge ihn dringend zurückrufen. Also ging sie davon aus, dass es mal wieder Schwierigkeiten gab. Sie sah auf das Telefon, dann nahm sie ihre Winterjacke und ging nach draußen.

Als Dr. Härtl zu Alicia Behrens auf den Parkplatz kam und einen unmissverständlich kritischen Blick auf ihre Zigarette warf, konnte

sie ihm förmlich ansehen, wie er auf der Suche nach ihr immer missmutiger geworden sein musste.

Nachdem er in ihrem Büro nicht fündig geworden war, hatte der Klinikleiter bestimmt einen Abstecher zu der großen Wochentafel gegenüber dem Schwesternzimmer im ersten Stock gemacht. Er hasste es, dass sie oft kurzfristig Wutgruppen oder Schreitherapien mit vierzig Leuten ansetzte, die die Fenster im Emo-Raum zum Zittern brachten und den Pfarrer der nah gelegenen Kirche anriefen ließen, um zu fragen, was zum Teufel da vor sich ging. Doch bis drei Uhr stand heute nur die Maltherapie auf dem Plan, eine von Dr. Härtls bevorzugten Maßnahmen, da sie leise vonstattenging und nie Probleme bei den Abrechnungen bereitete.

Auf dem Weg zum Parkplatz musste der Klinikleiter am Empfang vorbei. Und dort hing nun, nachdem er kürzlich angeordnet hatte, die Maltherapie-Einheiten zu verdoppeln, ein buntes Ölgemälde, zwei auf drei Meter groß. In wilden Pinselstrichen schwang sich ein Schriftzug über die Leinwand: »Hier bekommst Du nicht das, was Du willst, sondern das, was Du brauchst.«

Ihr Chef sprach sie ohne Begrüßung an. »Selbst vor der guten, alten Maltherapie machen Sie nicht mehr halt.«

Sie grinste, schwieg und zog genüsslich an ihrer Zigarette.

»Dr. Behrens. Wann hören Sie endlich auf mit dieser Qualmerei?« Alicia hatte vor fünf Jahren, bei Antritt ihrer Stelle, durchgesetzt, dass für alle Patienten striktes Rauchverbot während ihres gesamten Aufenthalts galt. Egal, ob sie sich im Haus aufhielten oder in ihrer freien Zeit Wanderungen unternahmen oder mit dem Bus die zehn Kilometer in die Stadt fuhren. Ihr eigenes radikales Verbot hielt sie allerdings nicht davon ab, im Hof zu stehen, wo jeder Patient sie sehen konnte, der ein Zimmer nach hinten raus hatte, und selbst zu rauchen.

»Nun tun Sie nicht so, als wäre Ihnen an meiner Gesundheit gelegen. Sie scheuen nur die Diskussionen mit den Patienten.«

»Auch. Es wäre einfacher, wenn Sie wenigstens um die Ecke gehen würden.«

»Seien Sie froh über jeden Konflikt, den die Patienten hier austragen. Und sei es, sich über diese Ungerechtigkeit aufzuregen. Konflikte sind großartig. Je mehr davon, desto besser. Wenn die Leute hier begreifen, dass Konflikte nicht das Ende der Welt bedeuten, haben sie draußen deutlich bessere Chancen. Und Sie wissen: Seit die Patienten nicht mal eben eine rauchen können, wenn es schwierig wird, machen sie hier rasant Fortschritte.«

»Ja, ja, ja ...«, sagte Dr. Härrtl unwillig, trat frierend von einem Fuß auf den anderen und kam ohne weitere Umschweife zum Punkt.

»Uns steht eine Qualitätssicherung ins Haus. Das kann ein Jahr dauern.«

»Jede Klinik muss da irgendwann durch.«

»Ja. Aber Sie können jetzt schon davon ausgehen, dass wir manche Ihrer Methoden streichen müssen.«

Alicia stieß den Rauch in die kalte Dezemberluft. »Ich habe diese Klinik mit meinem Team innerhalb von fünf Jahren auf Platz vier der Reha-Statistiken gebracht. Und die Medikamentengabe fast auf null. Ich lasse mir doch jetzt nicht mehr sagen, welche Methoden ich anwenden soll und welche nicht. Nur weil Wassergymnastik und Medikamente billiger sind. Die Versicherer sind an das gebunden, was wir als Ärzte verschreiben.«

»Um fünfzehn Uhr gibt es einen Termin zur Qualitätssicherung.«

»Ohne mich. Da habe ich Therapiegruppe.«

Dr. Härrtl zitterte inzwischen. »Dann lassen Sie sich von einem Ihrer Therapeuten vertreten! Oder verschieben sie. Es ist ein wichtiger Termin, der uns beiden sehr helfen kann. Wollen Sie Ihre Schreibtherapien behalten? Dann kommen Sie mir entgegen!«

Alicia warf den Zigarettenstummel in einen Papierkorb. »Seit fünf Jahren versuche ich, den Patienten hier beizubringen, sich nicht auf faule Kompromisse einzulassen. Kein: Eine Hand wäscht die an-

dere. Kein: Gib du mir das, sonst geb ich dir das nicht. Keinerlei co-abhängiges Verhalten. Sie glauben nicht allen Ernstes, dass ich wegen einer Qualitätssicherung anfangs, gegen meine eigenen Prinzipien zu handeln?»

»Mein Gott, seien Sie doch ein Mal unkompliziert! Es ist wichtig!«

»Für wen? Wissen Sie, meine Therapie ist zum Beispiel wichtig für Manfred. Seit vier Wochen hier. Das Einzige, was ihn davon abhält, vorne durch die Drehtür zu gehen und wieder zu saufen, ist die Gruppe. Petra, sexsüchtig. Macht jeden Mann in dieser Klinik an. Ich fürchte, sie hat nicht mal vor Ihnen haltgemacht. Sie kann es sich nicht leisten, dass eine Gruppe nicht stattfindet. Sonst wird sie nach acht Wochen hier rauskommen und weiter für jedes Krümelchen Liebe den nächstbesten Kerl über sich drüber lassen. Ramona ...«

»Verschieben Sie die Gruppe um eine Stunde«, unterbrach er ungeduldig. »Die Sache vor eineinhalb Jahren hat uns sehr geschadet.«

Das war es also. Wieder die alte Sache. Alicia musste nicht sagen, wie sehr es sie nervte. Sie wusste, dass man es ihr ansah. Sie war damals nicht bereit gewesen, einen Patienten über die Klinge springen zu lassen, nur damit Härts Ruf gewahrt blieb. Aber noch weniger war sie bereit, jetzt hundert Patienten zu opfern und sie mit Maltherapie und Medikamenten abzuspeisen.

»Wann haben Sie Zeit?« Wie kühl er klang. »Sonst verhandle ich alleine und informiere Sie über die neuen Bedingungen.«

»Morgen. Nach der Intensivgruppe. Zwölf Uhr«, war ihr Zugeständnis.

»Seien Sie ausnahmsweise pünktlich! Und löschen Sie den Papierkorb, den Sie gerade mit Ihrer Qualmerei in Brand gesetzt haben!« Da roch Alicia es auch, fuhr herum und fluchte leise.

Sigi Kamm stand am Fenster und sah hinunter auf das Gelände. Eben passierte einer der Streifenwagen die Pforte und rollte an der Kriminaltechnischen Abteilung vorbei, hinüber zum Parkplatz für die größeren Einsatzfahrzeuge, die grünen und blauen Polizeibusse mit den vergitterten Fenstern. Links stand ein Fahrer in Anzug und Mantel vor einer der Limousinen des Ministeriums des Inneren und rauchte. Sonst war es ruhig. Auch in Sigs Büro war es still, in der gesamten Abteilung jenseits seiner gläsernen Bürotür. In die Mordkommission war seit dem letzten Fall ein glühweinseliges Winterdösen eingezogen.

Dennoch arbeitete es im Kopf des Hauptkommissars. Der Anruf vor zehn Minuten war Sigi mehr als seltsam vorgekommen. Er sah Konrad normalerweise nur einmal im Jahr, seit sich ihre Wege vor zwanzig Jahren getrennt hatten. Bei den Weihnachtsfeiern tauchte er in seinen Maßanzügen auf, klein, beleibt, eine dicke Zigarre in der Hand, und erzählte immer die interessantesten Geschichten. Er saß in der Fettzelle des Lebens und schämte sich nicht dafür. Er erinnerte sich jedes Mal nach dem dritten Glas Wein, dass Sigi und er schon in der siebten Klasse gerne Detektiv gespielt hatten, und ergänzte mit dröhnendem Lachen, dass es aber nur einer von ihnen zum Maserati gebracht hatte. Tief in der Nacht standen die Trinkfestesten unter ihnen dann vor irgendeiner Bar, lagen sich in den Armen und beteuerten, sich auf das nächste adventliche Altabitreffen zu freuen. Immerhin waren es an die vierzehn Leute, die noch in der Gegend lebten oder zu ihren Eltern zu Besuch kamen. Und der kleine, feiste Konrad Becker mit seiner Halbglatze hinterließ alljährlich bei jedem seiner alten Klassenkameraden das Gefühl, ihr eigenes Leben hätte bunter und besser sein können. Ein bisschen mehr wie Konrads eben.

Und nun wollte Konrad mit ihm reden. Unter vier Augen. Nicht am Telefon.

Sigi freute sich durchaus auf diesen ungewöhnlichen Besuch. Sie beide verband die gemeinsame Zeit auf dem Gymnasium und später auf der Polizeischule. Das war allerdings lange her, es war, bevor die Wende sie in unterschiedliche Richtungen getrieben hatte. Sigi war in den Westen gegangen und hatte sich im gehobenen Dienst hochgearbeitet. Später, nachdem sein Vater gestorben und seine Mutter in ein Pflegeheim gekommen war, war er zurückgekehrt. Konrad war der Polizeiapparat schon während der Polizeischule auf die Nerven gegangen. Er war nach seinem Abschluss Detektiv geworden und hatte sich zuerst auf Immobiliengeschäfte spezialisiert: Rückerstattungen alter zwangseigneter Grundstücke in den neuen Bundesländern. Ein mehr als lukratives Geschäft. Inzwischen führte Konrad eine große Detektei mit Filialen im In- und Ausland für Privat- und Wirtschaftsaufträge, hatte eine beeindruckend schöne Frau, zwei Kinder, drei Autos und dreißig Kilo mehr auf den Hüften.

»Ich bin in der Stadt, Jahresabschluss in der Filiale hier. Treffe gleich den Vorstand einer großen Bank«, hatte Konrad erklärt. »Nachher hole ich meine Zigarren ab, dann sind Weihnachtseinkäufe dran. Also lass uns morgen sehen. Irgendwo, wo wir in Ruhe reden können. Es geht um etwas, woran du sehr interessiert sein wirst.«

»Hat einer deiner Kunden jemanden umgelegt?«, fragte Sigi mäßig interessiert.

»Besser«, war es durchs Telefon gekommen. »Viel besser.«

3

Der unheimliche Typ war bestimmt dreimal so alt wie sie, vierzig oder fünfzig. Ekelhaft! Er fiel Susanne das erste Mal auf, als sie ihre Lippen mit dem Farbton Karminrot betupfte und sich in dem

schmalen Probespiegel der Kosmetikabteilung zulächelte. Sie hasste ihre Haut, die ihr allmorgendlich mit einem neuen Pickel die Laune verdarb. Aber ihr Gesicht, die grünen Augen und ihre langen, blonden Haare mochte sie. Meistens zumindest. Da sie Achim heute wohl nicht sehen würde – danke schön, ihre Eltern hatten sie nämlich zur Schachfigur in ihrem verdammten Kleinkrieg gemacht und meinten, ihre Anwesenheit auf dem Spielbrett würde den Ausgang der Partie irgendwie beeinflussen –, war sie mit ungewaschenen Haaren losgezogen. Ein Gummiband um die blonden Strähnen hatte reichen müssen.

Susanne nahm aus dem Augenwinkel wahr, dass dieser Mann mit der verblichenen Baseballkappe und der altmodischen Brille sie an-gaffte. War er nicht vorhin schon in der Parfümabteilung gewesen? Und – igitt – als sie in der Unterwäscheabteilung die Höschen mit Spitze in der Hand gehabt hatte?

Es war warm im Kaufhaus. Aber nun wurde Susanne unangenehm heiß. Weihnachtliche Musik dudelte in jeder Abteilung, überall strahlten Christbäume und künstliche Kerzen. Sie öffnete ihre Daunenjacke, legte den Lippenstift zurück und ging ein paar Gänge weiter, hinüber zur Schmuckabteilung. Sie ließ ihren Blick über die glitzernden Auslagen und Drehstände gleiten, schlenderte hierhin und dorthin, doch sie achtete nur darauf, ob der Typ in einem der Spiegel auftauchte. Nein. Er war fort. Oder? Sie atmete tief aus, ihr Herzschlag beruhigte sich.

Susanne entdeckte ein Paar Perlenohrringe. Sehnsüchtig ließ sie ihre Finger über die kühle Rundung gleiten.

Und dann stand er plötzlich neben ihr. Sie roch sein schweres Parfüm, hörte seinen Atem. Er sah sie nicht an, aber sie wusste, dass er sie meinte. Ihr Herz fing von Neuem an zu rasen. Schneller noch als vorhin. Sie zog die Finger vom Schmuck zurück, drehte sich um und eilte zum nächstbesten Ausgang. Sie stieß die Glastür auf und stolperte in die überdachten Shopping-Arkaden und dann weiter in den kalten

Nachmittag hinaus. Längst war es dunkel geworden. Es roch nach gebrannten Mandeln. Von dem kleinen Weihnachtsmarkt, der sich um den Hauptbahnhof schlängelte, drangen die Klänge einer Spielorgel zu ihr herüber, doch ihre Ohren sausten zu sehr, um das helle Klimbim richtig wahrzunehmen. Sie schlug den Weg zum Parkhaus ein, von dort konnte man schnell hinüber zur Straßenbahn. Nichts wie weg hier! Sie hatte den ersten Kassenautomaten erreicht, da spürte sie den Griff an ihrer Schulter. Fest. Hart. Sie fuhr herum und knallte mit dem Rücken gegen die Wand des Parkhauses.

Er stand vor ihr. Das Gesicht im Schatten seiner Kappe.

»Was wollen Sie? Lassen Sie mich!«

»Wir zwei müssen uns mal in Ruhe unterhalten.« Der Mann riss ihre Daunenjacke auf. Dann hob er ihren Pullover. Ein dunkelroter Spitzen-BH fiel zu Boden. Langsam hob er ihn auf und sah auf das Preisschild. »Fünfunddreißig Euro. Wo ist das Höschen?«

Mit zittrigen Fingern zog sie das bisschen roten Stoff aus der Jackentasche. »Sind Sie Kaufhausdetektiv?«

»Nein.«

»Bitte zeigen Sie mich nicht an. Bitte sagen Sie nichts!«

»Machst du so etwas öfter?«

»Nein, ich schwör's!«, sagte sie den Tränen nahe und wusste, dass es sich wie eine kindische Lüge anhörte.

»Wie alt bist du?«

»Vierzehn«, flüsterte sie.

»Ganz schön teures Zeug für eine Vierzehnjährige. Du weißt, dass du strafmündig bist? Das ist Diebstahl und gibt eine Menge Ärger.«

»Bitte sagen Sie nichts. Meine Eltern bringen mich um.«

Hinter den Brillengläsern blitzten seine Augen auf. »Ich glaube, du machst so etwas regelmäßig. Und wenn ich dich jetzt laufen lasse, machst du es wieder.«

»Lassen Sie mich gehen. Dann mache ich alles, was Sie wollen.«

»Was meinst du damit?«

Sie traute sich nicht aufzuschauen, sah hinunter auf den bunten Anstecker an ihrer Jacke. »Nur sagen Sie nichts. Bitte.«

Sie bemerkte nur zu gut, dass er sich kurz in alle Richtungen umschaute.

Von Weitem drang hell die Spielorgel zu ihnen herüber, und die kalte Luft war voll von Zuckerwatte und Weihnachten.

4

Der Anruf vom Kommissariat, der ihn zu dem schwersten Gewaltverbrechen seit Langem beorderte, kam um 22 Uhr 15.

Sigi hatte eben seine kleine Dachgeschosswohnung im Zentrum verlassen. Fünfter Stock einer Neubauremise ohne Fahrstuhl. Dafür zentral und gut geschnitten. Er war durch den Neuschnee im Hof gestiefelt, hatte drei Straßenzüge und die Fußgängerzone überquert und war schon auf die »Maria« zugesteuert, ein altes Lokal mit hässlichen Holzmöbeln, das dem Renovierungswahn der letzten vierundzwanzig Jahre widerstanden hatte. Es war die angesagteste Kneipe der Stadt für diejenigen, die keine angesagten Kneipen suchten. Es gab nur eine kleine Speisekarte, die aber bis zwei Uhr nachts, und das Publikum war jung, wenig touristisch, dafür umso gemischer. Mit irgendwem kam man immer ins Gespräch.

Sigis Handy klingelte vor der Nummer 54, dem alten backsteinernen Stadtgefängnis, das 1933 zu einer Stätte unsäglicher Gewalttaten ausgebaut worden war, als späteres KGB-Gefängnis Handlangern der nächsten Ideologie Raum für Menschenverachtung gegeben und dann als Stasi-Untersuchungsgefängnis nahtlos an seine düstere Geschichte angeknüpft hatte.

Der Hauptkommissar trat in den Windschatten der heutigen Mahnstätte.

Beamtin Lorenz vom Dauerdienst meldete sich. »Fürchte, ich muss

Ihnen gewaltig den Abend versauen. Ziemlich entsetzliche Sache und ganz klar Ihre Zuständigkeit. Neustädter Havelbucht.«

Die Scheinwerfer seines Kombis erfassten die Bahnunterführung, dann rot-weißes Absperrband am Eingang zum Park. Ein Uniformierter mit weißem Rand auf dem Mützenschirm sah ihm entgegen, registrierte seinen Ausweis und machte eine betretene Kopfbewegung zum Wasser hin.

Sigi sah sich um: am Ende der Straße stand eines der wenigen verbliebenen nicht sanierten und heruntergekommenen Stadthäuser. Ein Laken mit der Aufschrift »Stopp dem Mietwucher!« flatterte im Schneegestöber. Rechts und links der Straße erstreckten sich Kolosse, Bausünden der sozialistischen Architektur, mühsam mit Farbe aufgehübschte Plattenbauten. Vor einem der Hochhäuser warb ein Schild: »Dachterrassen! Luxussaniert!«

Sigi zog den Reißverschluss seiner Jacke bis zum Hals zu und duckte sich unter dem Absperrband durch. Er hatte die Bucht schnell erreicht. Am Steg, an dem im Sommer Wassertaxen anlegten, hörte er kaltes Plätschern und das Flüstern des Schilfs. Jenseits der Bucht leuchtete die Stadt, rechter Hand war in dem unwirtlichen Witterschemenhaft die Eisenbahnbrücke über der Havel zu erkennen.

Er schlug den Weg links am Wasser ein und erkannte schon von Weitem die Kollegen der Spurensicherung in ihren grauen Overalls, die ein Zelt über den Tatort spannten. Das Blut im Schnee leuchtete im Schein der lichtstarken Strahler, vor denen dichte Flocken niedergingen.

Als Sigi näher kam, nickte man sich stumm zu. Er verschaffte sich einen raschen Überblick: kein Opfer, kein Leichenwagen, kein Gerichtsmediziner. Er trat so nah an den Tatortbereich, wie die Spurensicherung ihn ließ, und sah seinen Kollegen Hobrecker von der Mordkommission dem Polizeibus entsteigen. Hobrecker verschwand nahezu in seinem dicken Parka. Er war beschenkt mit

einer drahtigen, sportlichen Figur und wachen Augen und gestrafft mit einem auffallend aknevernarbten Gesicht. Sigi arbeitete gerne mit dem jüngeren Kollegen zusammen. Er war manchmal etwas überkorrekt, aber sehr umgänglich – zumindest solange man ihn nur beim Nachnamen nannte. Hobreckers Eltern waren überzeugte Sozialisten gewesen und seine Mutter hochschwanger, als der Marathonläufer Waldemar Cierpinski 1980 zum zweiten Mal bei den Olympischen Spielen Gold für die damalige DDR gewann. Ein begeisterter Sportreporter im DDR-Fernsehen hatte ausgerufen: »Liebe junge Väter oder angehende, haben Sie Mut! Nennen Sie Ihre Neuankömmlinge des heutigen Tages ruhig Waldemar! Waldemar ist da!«

Hobrecker hatte seinen Vornamen immer gehasst.

»Das Opfer hat überlebt?«, fragte Sigi.

»Wenn man das so nennen kann«, erwiderte Waldemar Hobrecker in sächsischem Dialekt und reichte ihm eine Digitalkamera.

Der Hauptkommissar brauchte einen Moment, um zu erkennen, dass das, was er auf dem Display betrachtete, ein menschliches Gesicht war. »Gott ...«

»Sie versuchen eine Notoperation.«

Sigi gab ihm die Kamera zurück. »Schick mir die Bilder auf mein Handy.«

Blitzlicht flammte auf, als einer der Spurensicherer zwei Meter hinter der Blutlache ein Messer fotografierte.

»Hatte das Opfer Stichverletzungen?«

»Da war so viel Blut, schwer zu sagen. Die Sanitäter sagen, es gibt mehrere Brüche im Schädelbereich.«

Sigi sah hinüber zur Polizeiwanne. In dem Bus saßen zwei Kollegen mit einer weiteren Person, und das Blaulicht warf sein Flackern auf die zunehmend weißer werdenden Tannen und hinüber zu den ersten Plattenbauten. Nur eine Frage der Zeit, bis Schaulustige dem Wetter trotzen würden.

Er ging auf den Bus zu. »Ist das der Mann, der die 110 angerufen hat?«

Hobrecker folgte ihm. »Nein, der ist schon zu Hause. Ganz alter Typ, hat seinen Dackel rausgelassen und alles nur aus der Ferne gesehen. Das im Bus ist der Mann, der dazwischengegangen ist. Er hat dem Alten gesagt, dass er uns rufen soll.«

»Der Zeuge hat die Tat gestört? Dann haben wir eine Täterbeschreibung?«

»Die Kollegen sind gerade dabei.«

»Was wissen wir über das Opfer?«

Hobrecker sah ihn einen Moment fast zögerlich an.

»Was ist los?«, fragte Sigi. »Wer ist es?«

Sein Kollege reichte ihm eine Plastiktüte mit einem Geldbeutel und einem Handy.

Sigi zog den Personalausweis aus dem Geldbeutel, und für einen Moment dachte er, dass das nicht sein konnte. Der Name. Das Gesicht auf dem Passbild. »Hast du das Jugendstrafregister abrufen lassen?«

»Nein.«

»Ruf in der Einsatzzentrale an. Die sollen das sofort überprüfen. Ich will alles wissen. Sofort!«

Sigi Kamm klopfte sich den Schnee von der schwarzen Daunenjacke und strubbelte sich die Flocken aus dem Haar. Dann zog er die Schiebetür der Wanne auf. Ihm schlug warme, verbrauchte Autoluft entgegen und der strenge Geruch nach Schweiß.

Dem Mann auf der Rückbank hatte man eine Decke umgelegt. Neben ihm auf der Bank lag eine Sporttasche.

Sigi las die Täterbeschreibung, die die Kollegen im Auto notiert hatten. »Geben Sie das sofort an alle Streifen raus, ja?«

Die beiden nickten, stiegen aus, und er schob sich auf die Sitzbank dem Zeugen gegenüber, sodass sich ihre Knie fast berührten. Er ließ

die Tür offen stehen – wenn irgendwo frische Luft vonnöten war, dann wahrlich hier – und stellte sich vor.

»Rüdiger Brandt«, erwiderte der Mann sichtlich mitgenommen. Er war bleich. In dem kantigen Gesicht mit der schmalen Nase lagen tiefe Schatten unter grüngrauen Augen. Der Zeuge roch nach Bier, aber wirkte keinesfalls betrunken. Die linke Hand war einbandagiert. »Ich hab immer gedacht, so was passiert nur anderen Leuten.«

Brandt strich sich das nasse, dunkelblonde Haar nach hinten, sodass es wie mit Pomade festgekleistert wirkte. Dann starrte er wieder auf seine weiße Trainingshose, an deren Knien sich rote Flecken ausgebreitet hatten. Rötlich dreckige Spritzer zogen sich bis hinunter zu den schrillgelben Turnschuhen.

»Erzählen Sie mir noch mal, was Sie gesehen haben? Dann fahren wir Sie ins Krankenhaus. Soll ich Ihnen einen Kaffee besorgen lassen? Tee?«

»Danke, nein. Mir ist eh kotzübel.«

»Sie waren beim Sport, hm? Fitnessstudio?«, half Sigi ihm auf die Sprünge und deutete auf die Sporttasche mit eingenähtem Schriftzug »All fit«.

Der Zeuge nickte. »Ja, genau. Ich war mit einer Bekannten da. Danach sind wir hier um die Ecke ein Bier trinken gegangen. Na ja, zwei, um genau zu sein. Ich bin dann zur Tram. Weil es anfang zu schneien, hab ich die Abkürzung an der Bucht lang genommen. Zuerst habe ich diese Schreie gehört. Ich dachte, ein Streit. Aber dann war klar, da schreit jemand vor Schmerzen. Dann hab ich sie gesehen. Dieser Typ. Er hat zugetreten. Immer wieder. Ins Gesicht.« Rüdiger Brandt sah Sigi erschüttert an.

»... von jemandem, der sowieso schon am Boden lag! Aber er hat immer wieder mit den Stiefeln ausgeholt. Und überall das Blut ...«

»Sie sind dazwischengegangen?«

»Na ja, ich hab den Mann angeschrien, er soll aufhören, hat er aber

nicht. Also hab ich ihn weggerissen. Ich war ziemlich k. o. vom Sport und dann das Bier. Aber er hat aufgehört.«

»Mutig.«

»Wahrscheinlich war es völlig idiotisch. Ich hab überhaupt nicht nachgedacht.« Brandt lachte bitter auf. »Er sieht mich an, total wütend, kommt plötzlich auf mich zu ... hebt ein Messer auf, das im Schnee liegt ... Ich denke: Das war's jetzt. Heute hast du deine Tochter das letzte Mal gesehen.«

In seinen Augen schimmerten Tränen. Er hob die Hände, wie um sich über das Gesicht zu fahren, dann sah er die Blutreste an seinen Fingern und ließ die Arme wieder sinken. »Er fuchtelt mit dem Messer rum, kommt immer näher, hat richtig zugestochen. Und mein Handy liegt in der Sporttasche, ausgeschaltet! Zum Glück ist dieser alte Mann mit seinem Dackel aufgetaucht. Ich hab ihm zugerufen, er soll die Polizei rufen. Der Mann ist sofort los, und dann ist der Typ abgehauen. Wie ... wie geht es dem Jungen?«

»Sie versuchen, ihn zu operieren.«

Brandts Augen begannen wieder zu glänzen. »Der Junge hat sich gar nicht mehr gerührt. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Man darf doch niemanden bewegen, der so schwere Kopfverletzungen hat.«

»Vielleicht haben Sie ihm das Leben gerettet.«

Plötzlich stieß Rüdiger Brandt die Decke von sich und stolperte aus dem Polizeibus. Er schaffte es nur ein paar Meter. Den Geräuschen nach zu urteilen behielt sein Magen nicht viel bei sich.

Sigi stieg ebenfalls hinaus in den dichten Schneefall. Wellen gluckerten jetzt lauter gegen gefrorenen Modder am Ufer.

Brandt richtete sich zittrig auf. »Tut mir leid.«

»Kein Problem«, winkte Sigi ab. »Ich lasse Ihnen Desinfektionszeug bringen, dann können Sie sich mal richtig die Hände sauber machen. Und dann sollen die Kollegen Sie ins Krankenhaus fahren. Wir brauchen dringend Ihre Kleidung. Wir versuchen, Spuren vom

Täter an Ihren Sachen zu finden. Sie bekommen stattdessen einen Polizeisportanzug.«

Der bleiche Mann mit dem kantigen Gesicht nickte und stützte sich gegen den Bus.

»Und kommen Sie morgen bitte um neun ins LKA. Die haben Spezialisten für eine Objektivezeichnung. Ein Phantombild. Und danach brauchen wir Sie auf dem Präsidium für ein schriftliches Protokoll. Ist Ihnen noch irgendetwas aufgefallen?«

»Der Junge«, sagte Brandt und schloss kurz die Augen. »Er hatte diesen Anstecker an der Jacke.«

»Anstecker?«

»Ja. So einen ganz bunten. ›Schule gegen Rassismus‹, steht drauf. Meine Tochter läuft auch mit so was rum.«

»Was genau ist das?«

»Irgendein Abiturient aus der Schule meiner Tochter hat das initiiert. Nach ein paar Wochen hatte es schon die Runde gemacht. Jetzt machen alle sieben Gymnasien in der Stadt mit. Fünf Euro pro Anstecker, und damit werden dann Aktionen gegen Rassismus finanziert. Darüber stand sogar mal was in der Zeitung.«

Sigi zog sein Handy raus und gab »Schule gegen Rassismus« in die Maske der Internet-Suchmaschine ein. Der Artikel zeigte ein kleines Schwarz-Weiß-Foto mit zehn Abiturienten, die stolz in die Kamera lachten. Die Bildunterschrift lautete: »Noyan Akay (rechts), Abiturient und neunzehnjähriger Gründer der Bewegung, mit seinen Mitstreitern und Freunden«.

»Scheiße«, murmelte Sigi. Er vergrößerte das Bild so gut es ging auf dem Display. Ihm grinste ein dunkelhaariger Junge entgegen, den einen Arm eng um eine blonde Mitschülerin geschlungen, den anderen zur Kamera gestreckt, Zeige- und Mittelfinger zu einem Victory-Zeichen erhoben.

Sigi las noch mal die Täterbeschreibung, die Rüdiger Brandt kurz zuvor seinen Kollegen gegeben hatte: Springerstiefel. Bomberjacke,

schwarz. Täter etwa eins achtzig groß, dunkelbraune, fast schulterlange Haare mit strengem Seitenscheitel. Schnauzer. Riesige Stirn. Große, breite Nase. Helle Augen, wahrscheinlich blau. Irrer Blick. Rechtes Ohrläppchen auffallend klein und vernarbt, wie abgerissen. Ein Arschloch mit Springerstiefeln, dachte Sigi grimmig und sah hinüber zum Tatort. Die letzte Neonazidemonstration war erst ein paar Wochen her. Neunzig schwarz gekleidete Faschisten hatten sich zusammengerottet. An die dreitausend Gegendemonstranten, unter ihnen hohe Politiker der Stadt, sogar der Oberbürgermeister, hatten verhindert, dass der skandierende Mob sich einen Weg durch die Stadt bahnen konnte. Zum Glück gab es genug vernünftige Leute, die sich friedlich gegen diese Glatzköpfe wehrten. Aber die andere Seite der Medaille war, dass man zweitausend Polizisten in Kampfmontur benötigt hatte, achtzig vergitterte Einsatzbusse und gut zwanzig Krisenteams, um möglichen Ausschreitungen vorzubeugen. Und jetzt hatte offenbar wieder einer dieser Vollidioten Hitler gespielt.

Sigi trommelte die anwesenden Polizisten vor dem Bus zusammen. »Funk nach Verstärkung. Es sieht danach aus, dass wir es hier mit einem Neonazi zu tun haben, extrem gewaltbereit. Fahndung läuft? Gut. Ein Bericht muss sofort an die Kollegen für politisch motivierte Straftaten. Gab es in letzter Zeit Anschläge auf Dönerbuden, ausländische Vereine? Gab es vergleichbare Übergriffe? Ich will den ganzen Krempel morgen früh auf dem Tisch haben.« Er deutete hinüber zu den Kollegen in den grauen Overalls, die nach wie vor fotografierten und Beweise eintüteten. »Sagen Sie der Spurensicherung, dass wir Zeitdruck haben. Die werden Sie abwimmeln wollen, wie immer, aber diesmal kann es sein, dass unser Täter oder seine Freunde noch ein paar andere Abiturienten auf der Liste haben.« Sigi reichte das Handy seinem Kollegen Hobrecker. »Ein Artikel über eine Schülerbewegung. ›Schule gegen Rassismus‹. Der rechte Abiturient auf dem Foto ist Noyan Akay.«